

Aka Mortschiladse

Der ehrfürchtige/scheue Smaragd

1.

Alle drei Tage verkehrte der Zug „Tiflis-Kutaissi-Poti“ und zurück, außerdem gab es zwischen Poti und Tiflis einmal in der Woche den Expresszug „Morgenstern“ ohne Halt, dem man mitunter die neuen Pullmannwagen angehängt hatte. Zugfahren war jetzt Mode, sowie das Verlegen neuer Eisenbahnlinien und das Verziern dieses kleinen Landes mit Telefonmasten und Telegrafien.

Es war ein trüber Morgen in Poti, beim Eintreffen des „Morgenstern“ Expresses, der eher voller reichen und wohlhabenden Menschen war oder auch nicht ganz voll sein konnte.

Auf den Bahnsteig des Königlichen Bahnhofs trat ein Mann mit einem vornehmen englischen Sommeranzug und einen nach unten geknickten Hut, den man Borsalino nennt; sein Schirm aber war mit einem Elfenbeingriff verziert.

Er war mit dem Schiff aus Istanbul nach Tiflis gekommen, um von dort mit dem „Morgenstern“ auf dem schnellsten Weg in seine Heimatstadt zu gelangen.

Raphael Danibegschwili war der Nachkomme eine berühmter Händlerfamilie, der Urururenkel oder noch eines mehr, des sagenumwobenen Kaufmanns Raphael Danibegschwili, der noch zur Zeiten des seligen Königs Erekle in Indien unterwegs war, um Zimt und alle möglichen anderen Duftstäube heranzuschleppen, die damals eher auf die königlichen Tafel kamen. Was macht es schon, dass sich der in Frankreich etablierte Geschäftsmann heute nicht mehr Danibegschwili, sondern einfacher halber nur Danibeg nannte. Das hinderte ihn auf keinen Fall, ein tüchtiger Kerl mit klugem Kopf und fröhlichen Gemüt zu sein. Raphael Danibeg war schon zur seiner Studienzeit aus Georgien weggezogen und hatte sich in Paris niedergelassen, wo seine Kinder aufgewachsen und verheiratet waren. Seine Tochter hatte einen der zahlreichen Enkeln von Alexander Dumas geheiratet, sein Sohn die Tochter aus einer Tiflis-Pariser Familie namens Busogli, der ebenda ein angenehmes und sinnvolles Leben führte.

Mit seinen fünfzig Jahren hatte Raphael Danibeg so ziemlich alles geschafft, was einem selten gelingt und nun machte ihm die Arbeit nur noch Spaß. Er liebte Georgien und die Stadt, welche nun Poti genannt wurde über alles und verbrachte in seiner Heimat alljährlich unbedingt bis zu drei Monate. Auch wenn er nicht so gern herkäme, zog es ihn dennoch hier her. Seine Frau, die im Familienkreis Ephei genannt wurde, laut Ausweis aber Ephemias Tochter Danibeg hieß und aus einer adligen Familie aus Unterimereti stammte, hatte seit sieben oder acht Jahren das Pariser Leben allmählich

aufgegeben und war nach Poti gekommen. Danibeg ist dem nicht mehr tiefer nachgegangen, da sie sich auch ohne viele Worte verstanden und es zwischen ihnen nichts zu klären gab. Seit die Kinder verheiratet waren, bedurfte Ephei eher ihrer Freunde und Verwandten, wofür die Umgebung in Georgien wie geschaffen war, dachte er sich und sah darin nichts Ungewöhnliches. Da sich Ephei ihre Zeit lieber in Poti als in Paris vertrieb und sich gern mit Blumen beschäftigte, erwarb Danibeg in der Umgebung von Mtskheta, unweit von Poti, direkt gegenüber dem Sarkine Bergzug, ein Grundstück, auf dem sie ein hübsches Sommerhäuschen errichteten. Ephei bepflanzte den Garten mit allerlei Blumen, was von ihrem Gatten unterstützt wurde, indem er von überall her verschiedenste Samen und Pflanzen besorgte. Frau Danibeg verbrachte also die meiste Zeit in ihrem Grundstück, wo sie die Gäste und Freunde in ihrer geliebten Umgebung an Feiertagen aber auch zum längeren Verweilen empfing. Danibeg interessierten die Blumen weniger. Alles in Allem war er vielleicht nur sieben Mal im Garten seiner Frau gewesen. Doch er schätzte die Leidenschaft und das Geschick seiner Frau und half ihr dabei. Die Danibegs hatten derweil ein dreistöckiges, wohlgepflegtes Stadthaus in einer sehr schönen Straße im Randbezirk stehen.

In diesem Haus hielt sich Ephei eher im Winter und immer dann auf, wenn Danibeg im Lande war und sich mit seinen alten Freunden die Zeit vertrieb.

Jawohl, Raphiel Danibeg war der Natur nach ein fröhlicher Mensch, mit einer so gebildeten und gewandten Ausdrucksweise, dass es eine Wonne war, sich mit ihm zu unterhalten und zu amüsieren.

In Georgien getrauten sich damals nicht viele seines gleichen, so scharf mit den Worten umzugehen, wie er es vermochte. Danibeg aber machte sich nichts daraus und in der Umgebung seiner Nächsten wusste ein jeder von seiner Wortgewandtheit und seinen Späßen. Danibeg hatte in Poti noch seine Jugendfreunde, die genauso gescheit und gekonnt waren. Er liebte es im Frühjahr oder Herbst, nach Poti zu kommen.

Was gibt es besseres in dieser Stadt als den Frühling, wenn einem die Kirsch- und Pfirsichblüten in die Augen fallen und in den engen Gassen die blühenden Äste das Gesicht zerkratzen?! Oder den süßen Herbst, wenn einem auf dem Balkon die unsichtbare Sonne mollig umschlingt?!

Ohne groß anzukündigen und Telegramme zu schicken, das es kommt, meldete sich Danibeg erst immer aus Istanbul, dass er auf das Schiff steige und man ihn mit dem ersten Schnellzug aus Tiflis erwarten solle. So war es schon immer und so kam er auch diesmal in die Stadt.

Seine Freunde holten ihn wie immer am Bahnsteig ab, was schon wie ein Ritual war. Zuerst fahren sie mit der Kutsche oder dem neueingeführten Automobil Taxi zu ihm nach Hause, im Randbezirk. Dort wird er, wie immer in dem schon blank geputzten Haus von seiner alten Dienerschaft, der Haushälterin und natürlich seiner mild ersehnten, immer gepflegten und sanft lächelnden Frau empfangen. Der Frühstückstisch ist am frühen Morgen für Danibeg und seine lauten Freunde immer schon reichlich gedeckt. Es gibt eher Fisch aber immer unterschiedlichen mit allerlei Beilagen aus den Kühltruhen und einem schmackhaften Wodka dazu. Danach machten sich die Freunde zu den Schwefelbädern auf, um sich zu reinigen, zu trinken und danach zu Mittag zu essen.

Danibeg liebte sein Haus im Außenbezirk der Stadt, das nach den Vorlieben und dem Geschmack seiner Frau eingerichtet war. Ihrer Leidenschaft zufolge hingen darin die Wände voll Pissarro's Regengemälde, Signiac und von den Bildern anderer hübscher und blasser Seelenmaler aus Paris.

Als an diesem Tag der Schnellzug „Morgenstern“ kurz nach Sieben am Bahnhof eintraf, wurde Danibeg wie immer von seinen alten Freunden abgeholt: dem Fürsten Gedewanischwili, der dem Kartenspiel verfallen war, sich aber immer noch irgendwie über Wasser hielt; dem Inhaber der Seifen- und anderer Drogerieläden Gaspard Sarkisbegaschwili, genannt Sargisa; dem Professor Simon Aradeli, seinem Schulfreund, mit dem er sich immer aussprechen konnte und dem er als einzigen ab und zu Briefe schrieb;

Während der Zug einfuhr, sah er seine Freunde schon aus dem Fenster. Diese hatten ihn auch schon gesichtet und eilten nun in Richtung des dritten Wagens. Kaum hat er den Fuß auf den Bahnsteig gesetzt, ruft er ihnen ganz laut zu:

„Simon, ich glaub, es gibt doch einen Gott, wie es scheint!“

Sargisa lacht darüber, Gedewanischwili bekreuzigt sich, wie es sich für einen Spieler und vor dem Schicksal ehrfürchtigen Menschen gehört, Simon Aradeli aber sagt:

„Was brüllst Du so, hier sind auf Schritt und Tritt Zuträger unterwegs...“

„Ich sag doch, dass es ihn gibt!“, brüllt Danibeg wieder und fährt mit der Spitze seines Schirms am Zugwagen entlang. „Der ganze Pullmannwagen hat darüber gesprochen, bis wir in Mtskheta einfuhren. Dort verstummten sie dann alle, wie der verlorene Sohn beim Verlesen des Testaments.“

„Das ist klar, warum es so ist. Kommt mal näher“, sagt Sarkibegaschwili leise.

Die Freunde umarmen sich.

„Was meinen alle im Pullmann?“, fragt Aradeli.

„Dass es einen Gott gibt. Es war nicht mal ein Priester unter ihnen.“

Gedewanischwili bekreuzigt sich schon wieder.

„Wie war deine Reise?“, fragt er.

„Ausgezeichnet... Da ich die aufständischen Länder rein passiert habe, gibt es nichts mehr zu beklagen.“ Und als Danibeg seinen Freunden das Staunen aus dem Gesicht liest, fährt er fort: „An der Küste wurde aus irgendeiner Wolke ein himmlisches Herr ausgesetzt. Man spricht vom Heiligen Georg. Es sei über unseren Imperator verärgert. Dieser sei seinerseits auch auf ihn verärgert und jage ihn deshalb mit dem Zeppelin. Vom Pferde des Heiligen Georg sei ein silbernes Hufeisen abgefallen, das sie jetzt an irgendeinem Pfahl befestigt haben und anbeten...“

Danibeg schaut seine Freunde prüfend an.

„Hast du dir diese Geschichte lange überlegt?“, fragt Sargisa.

„Weißt du was?“, erwähnt Danibeg, „ich habe mich gar nicht gewundert. Jeder spricht davon.“

„Hör doch mit dem Blödsinn auf, lass uns gehen, Ephei wartet schon auf uns...Einen Schlepper! Schlepper!“, ruft Gedewanischwili dazwischen.

„Ja, wie brauchen einen Schlepper“, Danibeg schaut sich um, „Hei Schlepper! Zweiter Pullmannwagen, viertes Abteil! Drei Koffer! Verstehst du? ... Was ist, soll es schon wieder regnen?“

„Ja, es ist schon fast Schluss mit der Regenzeit“, antwortet Aradeli. „Und was gibt's in Tiflis?“

„Das müsst ihr mir sagen, was es in Tiflis gibt.“

„Ach“, lacht diesmal Gedewanischwili.

Danibeg nannte seine Stadt immer noch stur Tiflis.

Schon seit neun Jahren hatte man auf Geheiß des Imperators die Städte umbenannt.

Darin lag eine komplizierte Idee. Poti nannte er Tiflis und Tiflis Poti. Der Grund dafür hatte tausende Schlingen und eine scharfsinnige Erklärung.

Der Imperator hatte beim Lesen der alten Bücher den Schriftwechsel seines

Ururgroßvaters, König Irakli und der Russischen Zarin Katherina entdeckt und unter den alten Papieren eine Schreiben von Katherina an einen ihrer Sekretäre gefunden, in dem sie genau wissen wollte, ob die Residenzstadt Tiflis am Schwarzen oder Kaspischen Meer liege, da sie dem Iberischen König Erekle zu schreiben beabsichtige. Diese Frage hätte einen Georgier sicher belustigt, da es sprichwörtlich heißt, dass Tiflis zwischen den zwei Meeren liegt. Der Imperator aber machte aus diesem Schreiben eine Jux. Da Poti die erste Hafenstadt im Lande ist, im alten Phasis schon die Helenen ihr sagen hatten und

jeder Ausländer über diese Stadt ins Land kommen, wäre es doch besser, sie glaubten zu lassen, in der Hauptstadt anzukommen, über die sie viel mehr gelesen und erfahren haben als über Poti. Tiflis solle aber in Poti umbenannt werden, als Andeutung an unsere alter Geschichte und die Legende der Argonauten.

Das war eine fixe Idee, weil sie in der Landespolitik nicht viel änderte und ihr außerdem an Beweisen mangelte. Es hatte keinerlei Nutzen für das Land, außer dass es einen schwarzer Gallensaft in die Herzen der alten Tifliser und nun der Bewohner von Poti ergoss. Sicher hatte der Imperator neue Landkarten bestellt und ein entsprechendes Gesetz erlassen, die mit dem Gefängnis drohte, wenn sich jemand erlauben würde, die Städte beim alten Namen zu nennen. Der Grundgedanke des Ganzen war aber ein anderer, als der angekündigte. Seine Hauptidee war es, dem Tifliser Snobismus eins auf den Deckel zu geben und zu zeigen, dass er mit ihnen machen konnte, was er wolle. Er konnte sie an die Küste oder in die Wüste versetzen. Anfangs hatte man sich darüber aufgeregt aber dann war auch das im Sande verlaufen, wie so Vieles. Und es bleib dabei. Die Hauptstadt von Georgien hieß ab sofort Poti und der Hafen Tiflis. So wurde es nun auch in den Schulbüchern gelehrt.

„Ich habe mich allerdings gewundert, dass sich die Heiligen für uns die Zeit genommen haben“, sagt Danibeg.

„Schon gut, bring ihn mal zum Schweigen“, bittet Gedewanischwili und schaut sich vorsichtig in der Morgenmenge um. „Ephei wartet auf uns...“

„Danach habe ich schon das Bad bestellt“, nickt Sarkibegaschwili und knickt seinen Hut genauso an den Vorderseiten ein, wie es Danibeg hat. Er erhascht dabei den Pariser Stil.

„Dann last uns mal gehen! Gibt es ein Taxi? Hej Schlepper, gibt es ein Taxi? Bring das dort hin“, Danibeg beschäftigt sich nun mit seinem Gepäck. Aradeli aber fügt hinzu:

„Ob es nun Klatsch ist oder Wahrheit, drückt es immerhin die ganze Stimmung aus. Das Fass ist schon am Überlaufen.“

„Ja, aber die Instrumente! Der Ausdruck! Der Heilige Georg, wo sind wir denn!?“, wirft Danibeg dazwischen.

„In Tiflis“, lächelt Sargisa leise, „Lasst und gehen.“

„Ja scheint so, scheint so. Bringt mich jetzt zu meiner Chocolat Noir...“, lächelt Danibeg. Chocolat Noir war eines der vielen Kosenamen, die Danibeg nach Lust und Laune für seine Frau benützte. (Diesmal verspürte er wohl eine bittersüße Sehnsucht) Die bevorstehende Begegnung hatte wohl einen bittersüßen Beigeschmack.

Zur gleichen Stunde als Raphiel Danibeg am ersten Bahnsteig seine Freunde unterhielt, zog ein Mann im Randbezirk vor einem Kaffeehaus nervös an seiner Zigarette. Er setzte

sich weder an den Tisch, noch bestelle er einen Kaffee, sondern ging angeblich sorglos zwischen den Tischen vor dem Kaffeehaus auf und ab. Hin und wieder rief er dem Kellner zu, ob man schon die Zeitungen geliefert habe.

Er wartete auf die Morgenausgabe der „Georgischen Nachrichten“ und lugte deshalb immer wieder zum Zeitungsstand auf der anderen Seite des Platzes. Der Zeitungsverkäufer winkte ihm immer wieder verneinend zu. Die Zeitungen lieferte man hier kaum vor acht Uhr. Der Mann wurde aber zunehmend unruhig.

„Möchte der Herr vielleicht einen Kaffee?“, fragte der Kellner, der diesen Mann gut kannte. „Später, später... Ich erwarte eine dringende Nachricht von meinem Freund und die Telefonverbindung ist wie zum Trotz ausgefallen. Was ist das wieder für ein Vorfall?“, nuschelte der Mann mit einem gezwungenem Lächeln.

„Ja, seit gestern sind alle Verbindungen unterbrochen. Sicher sind irgendwo die Leitungen gerissen“, der Kellner hatte zu dieser Morgenstunde nichts zu tun.

„Scheiß Leitungen....deshalb quäle ich mich hier ab. Na, dann koch mir mal einen Kaffee und bring ein kaltes Wasser dazu. Du kennst ja die Aussage „na dann trink eben kaltes Wasser“ (wenn sich jemand ärgert). So geht es mir jetzt“, Lewan losseliani, so hieß dieser Mann, sprach absichtlich heiter zu den Kellner, obwohl all seine Worte unecht waren. Er wartete auf eine Sondernachricht, denn nur so konnte er erfahren was Sache war.

Lewan losseliani, wurde öffentlich der gute Lewan genannt, weil es noch einen anderen Lewan losselini gab, einen streit-und Händelsüchtigen. Dieser aber war in der ganzen Stadt für sein handwerkliches Können und gutes Gemüt bekannt. Er war Professor für Botanik an der Poti-Universität und hatte sich mit populär-wissenschaftlichen Büchern über die Botanik und Naturkunde bekannt gemacht. Seine Bücher wurden einst von den Schullehrern und dem einfachen Volk hochgejubelt und der Imperator erwähnte losseliani als einen vorbildlichen Menschen, der um die Bildung seines Volkes bemüht war. Das erleichterte losseliani die Durchführung anderer botanischen Aktivitäten. Ein Teil der Bevölkerung zählte ihn seither als einen gewöhnlichen Schmeichler, doch losseliani machte sich eines Tages in seiner Trunkenheit in der Kneipe über den Imperator lustig, was sich in Poti schnell herumgesprochen hat. Die Geschichte wurde noch weitersponnen, so dass sein Ansehen im Volk nun wieder hergestellt war. losseliani fühlte sich in seiner Tätigkeit nicht gestört, sondern führte weiterhin sein Handwerk aus. Er lebte mit seiner Familie auf der anderen Seite des Flusses, in einem Haus am Wasser. Da sich seine Freunde und Gesellschaft vorwiegend im Randbezirk aufhielten, besuchte er dort hin und wieder das Kaffeehaus. Die Universität lag ja auch unterwegs. Die Menschen kannten losseliani nicht unbedingt als den Botaniker, sondern einen guten

Tischgesellen und geselligen Freund, da dies in Poti viel mehr bedeutete als alles andere Handwerk. Es gab in jener Gegend kein Restaurant oder keine Kneipe, wo losseliani nicht schon mal Wein getrunken hätte, wo er nicht mal aufrichtig, gefühlvolle Worte geäußert hätte und nach jedem Toast eine lange Rede über das Wesen und die Wunder der Natur gesprochen hätte. Das gelang ihm wirklich besser als über die Geschichte des Maises in seinen Büchern zu erzählen oder den kaukasischen Rhododendron in der Vorlesung vorzustellen. Deshalb kannte ihn ein jeder gesellige Mann in Poti aber auch die Frauen, die für seine lila Halstücher und schöne Reden schwärmten.

losseliani ging also in Erwartung der Zeitung auf und ab und hatte keine Ahnung, dass sie sich verspäten würden. Und überhaupt verspäteten sich die Zeitungen durch einen unerklärlichen Grund, was Lewan losseliani zutiefst verstimmte.

losseliani trank einen Kaffee und ein Wasser dazu, dann noch einen Kaffee. Er rauchte eine kleine Zigarette und eilte dann ohne die Zeitung, mit Regentropfen benetzten Schultern in die Uni, wo er in der Pause einen Studenten nach der Zeitung zu schicken hoffte.

2.

Man muss wissen, was die Chanson-Cafés in Kutaissi bedeuteten.

Das waren keine Kneipen, wo man nach georgischer Art zechen und essen konnte und auf einer groben Tafel verschiedene Käsesorten, Grünzeug, gedörrte Störrücken und Gazellen Schaschlik schön ungeordnet aufgetischt waren; dazu die Weinkrüge und Tonschalen, oder auch ein Tablett voller gefüllter Weingläser, wie es der Brauch der in Kutaissi ist, seit dem man dort 1801 die Glasfabrik eröffnet hat.

Die Chanson-Kaffees aber sind wie die erwachte Geschichte des alten Georgiens mittels der Lieder.

Da der georgische Gesang schon seit der frühesten Zeit dreistimmig war, so wie das alte französische Chanson, das Burgunder oder das frühere, und der Imperator das irgendwo gelesen hatte, stand dem Gleichnis des georgischen Lieds mit dem alten Chanson nichts mehr im Wege. Der unterschied bestand darin, dass das Chanson eher eine lange Geschichte der Troubadouren erzählte, wie wenn die Franzosen ihren gesamten „Recken im Tigerfell“ in Einem vorsingen würden. Der georgische Gesang ist hingegen kürzer und drückt das alltägliche Leben und dessen Stimmung aus. Außerdem wird es nicht von einem Instrument begleitet. Jene zupfen an ihren Seiden. Also lud der Imperator einen

berühmten Maestro aus Italien ein, mit der Bitte, diese zwei Weisen des Volksgesangs einander nahezubringen. Der Maestro, dessen Namen wir hier nicht mehr recherchieren werden, bewanderte mit seinen gespitzten Ohren ganz Georgien und kam zum Schluss, dass es hier wahrhaft mannigfaltige Lieder gibt. Er sei völlig begeistert und das Herz sei ihm beim Zuhören ein bis zweimal fast stehengeblieben, aber es gäbe zwischen dem Chanson und dem georgischen Gesang außer der gleichen Stimmenanzahl nichts Vergleichbares. Außerdem hätte Paris schon vor gut dreihundert Jahren die Mehrstimmigkeit des Chansons abgeschafft.

Nur kannte jener Maestro nicht den hellen Verstand des Imperators. Er kam bei der Erwähnung von Paris und den Cafés auf eine ganz andere Idee: Kommen Sie Maestro, lassen Sie uns in irgendeiner Stadt jenes vollbringen, wovon wir gesprochen haben, lassen Sie uns aus den zwei alten Künsten eine neue Musik kreieren und das burgundische mit dem georgischen liieren, wenigstens dort wo sich wenigstens etwas liieren lässt. Daraufhin nippte der Maestro an seinem Wein und dachte nach. Er dachte nach und nippte wieder am Wein. Dann sagte er, es käme dafür nur eine Stadt in Frage und diese sei Kutaissi. Denn wenn dort jemand in der Nähe singe, denke man es käme von weitem mit dem Wind her. Die Gitarre würden sie so ähnlich wie die Italiener gebrauchen. In ihren Stimmen aber seien Trauer und Heiterkeit so miteinander verwoben, dass es eine Wonne sei. Wenn also eine neue Gattung zu schaffen sei, dann sollte es auf diesen Boden geschehen, denn ihr Gesang sei viel freier und einfacher als aus den anderen Gegenden, wo es kaum einen Ersatz gibt. Dann fügte der Maestro hinzu, dass man zwar schon Vieles über den alten Chanson gelesen aber ihn natürlich nie angehört hätte, da es weder zur Zeiten Philipps des Schönen Gramophone gegeben hat, noch des Königs von Navarra. Der Imperator freute sich, dass es wenigstens etwas Greifbares gab und meinte, man solle sich über diese Gattung Gedanken machen. Er glaube ganz fest daran, dass sich die Leute in Kutaissi alles sehr schnell aneignen würden. Der Maestro reiste daraufhin wieder nach Kutaissi. Ein Jahr später hat man dann mit dem Abtragen der Pferdestallungen von Mikeladse um den griechischen Marktplatz herum begonnen. An deren Stelle wurden im Halbkreis Cafés errichtet, die nach dem Pariser Muster eingerichtet waren. Eben dort versammelten sich die Sängergruppen, die angeblich Kutaisser Lieder sangen, aber irgendwie anders, langgezogen und in Begleitung von zwei mittelalterlichen Instrumenten. Jedes dieser Cafés hatte eine eigene Broschüre, die in den Hotels auslag. Darin stand geschrieben, dass sich die Ausländer, die Überraschungen lieben, nur in diesen Cafés uralte burgundische Musik anhören könnten.

Diese hätte man nur hier, in den Chanson-Cafés behutsam erhalten. Das funktionierte ungefähr so: Wenn es keine ausländischen Zuhörer gab, wurde dort auch nicht gesungen.